

(Nachdruck verboten.)

## Der letzte Tag eines Verurtheilten.

8] Von Victor Hugo.

Aus dem Französischen von Paul Linsemann.

Der Beamte sah mich groß an.

„Sie? Wirklich? Na, was sagen Sie denn dazu?“

„Sie sind aber neugierig!“ antwortete ich.

„Warum?“ erwiderte er. „Jeder hat seine politische Meinung. Ich achte Sie zu sehr, um anzunehmen, daß Sie keine haben. Was mich anbetrifft, so bin ich völlig der Meinung, daß die National-Garde wieder eingeführt werden muß. Ich war Sergeant in meiner Kompagnie und wahrhaftig, das machte mir viel Vergnügen.“

Ich unterbrach ihn.

„Ich glaubte nicht, daß es sich darum handelte.“

„Worum denn? Sie sagten, Sie wüßten die Neugier?“

„Ich dachte an eine andere, mit der Paris sich auch heute beschäftigt!“

Der Dummkopf verstand mich nicht; seine Neugier wurde rege.

„Noch eine Neugier? Wo zum Henker können Sie denn die Neugierheiten her haben? Welche denn? Legen Sie los! Wissen Sie, Herr Abbé, welche er meint? Sind Sie mehr auf dem Laufenden als ich? Bitte erzählen Sie doch. Worum handelt es sich? — Sehn Sie mal, ich habe Neugierheiten zu gern. Ich erzähle sie dann dem Herrn Präsidenten; das macht ihm Spaß.“

Und so ging das alberne Geschwätz ins Unendliche weiter. Er wandte sich bald an den Priester, bald an mich. Meine einzige Antwort war ein Achselzucken.

„Nun,“ sagte er zu mir, „an was denken Sie denn?“

„Ich denke,“ antwortete ich, „daß ich heute Abend nicht mehr denken werde.“

„Ach so! Das ist's,“ erwiderte er. „Sie sind auch zu schwerkümmert. Herr Castaing plauderte.“

Pause. Dann:

„Ich habe auch Herrn Papavoine das Geleit gegeben; der trug eine Otterfellmütze und rauchte ganz gemüthlich seine Zigarre. Die jungen Leute von Le Rochelle plauderten zwar nur miteinander. Aber sie plauderten doch.“

Noch eine Pause, dann fuhr er fort:

„Narren! Schwärmer! Sie sahen aus, als ob sie die ganze Welt verachteten. — Sie, junger Mann, finde ich wirklich sehr nachdenklich.“

„Junger Mann!“ warf ich ein. „Ich bin älter als Sie; jede Viertelstunde, die verfliehet, macht mich um ein Jahr älter.“

Er glogte mich einige Minuten lang mit albernem Staunen an, dann sicherte er verstoßen:

„Sie wollen wohl scherzen, lieber Freund! Älter als ich! Ich könnte ja beinahe Ihr Großvater sein.“

„Ich mache keinen Scherz,“ antwortete ich ihm ernst.

Er öffnete seine Schmutztabaksdose.

„Hier, mein Lieber, — ärgern Sie sich nicht! Eine Prise. Seien Sie mir nicht böse.“

„Haben Sie keine Furcht — ich habe nicht mehr viel Zeit, Ihnen böse zu sein.“

Gerade als der Wagen auf dem holperigen Wege wieder einen Stoß bekam, stieß seine Schmutztabaksdose, die er mir hinstreckte, an das Gitter, das uns trennte. Sie rutschte ihm aus der Hand und fiel dem Gendarmen vor die Füße. Der ganze Inhalt war verschüttet.

„Verfluchtes Gitter,“ schrie der Beamte.

Er wandte sich zu mir.

„Na, sehen Sie, bin ich nicht recht zu bedauern? Mein ganzer Tabak ist zum Teufel!“

„Ich verliere mehr als Sie,“ erwiderte ich lächelnd.

Er mühte sich, seinen Tabak wieder zusammenzutragen und murmelte dabei zwischen den Zähnen:

„Mehr als ich! Das ist leicht gesagt. Mein Tabak in Paris! Das ist schrecklich!“

Der Gefängnißgeistliche tröstete ihn mit einigen Worten. Ich weiß nicht, ob ich zerstreut war, aber mir kam es so vor, als ob dies die Fortsetzung der Predigt war, deren An-

fang ich zu hören bekommen hatte. Allmählig entspann sich eine Unterhaltung zwischen dem Priester und dem Beamten; ich ließ sie ruhig sprechen und bin wieder meinen eigenen Gedanken nachgegangen.

Als wir an den Zollschlagbaum herankamen, war ich ohne Zweifel noch immer zerstreut, aber in Paris schien mir doch ein größerer Lärm zu sein als gewöhnlich.

Der Wagen hielt einen Augenblick vor dem Zollhaus, die städtischen Zollbeamten untersuchten ihn. Wenn ein Hammel oder ein Ochse zum Schlachthaus geführt wird, so muß man ihn verzollen, aber für einen menschlichen Kopf zahlt man keinen Zoll. Wir fuhren vorüber.

Als wir über den Boulevard gekommen waren, fuhr der Wagen schnell durch die alten, krummen Straßen des Faubourg Saint-Marceau und der Cité, die sich schlängeln und durchkreuzen wie die zahllosen Gänge in einem Ameisenhaufen. Auf dem Pflaster dieser engen Straßen wurde das Rassel der Wagenräder so laut, daß ich nichts mehr von dem Lärm in der Stadt hörte. Als ich durch den vieredigen kleinen Ausschnitt sah, schien es mir, als ob das Gewoge der Passanten stockte, um den Wagen zu sehen, und als ob Kinderchaaren hinterher liefen. Auch glaubte ich hin und wieder auf den Plätzen einen Mann oder ein altes Weib in zerlumpten Kleidern zu sehen, manchmal beide zusammen, die in der Hand einen Stoß gedruckter Blätter hielten, um die die Vorübergehenden sich rissen. Sie brüllten dabei aus vollem Halse.

Halb neun schlug die Uhr am Gerichtsgebäude im Augenblick, wo wir in den Hof der Conciergerie einfuhren. Der Anblick der großen Treppe, der schwarzen Kapelle und der unheimlichen kleinen Fenster machte mich erschauern. Als der Wagen anhält, glaubte ich, daß auch mein Herz zu schlagen anhalten müsse.

Ich nahm alle meine Kräfte zusammen. Die Thür öffnete sich schnell wie der Blitz. Ich sprang aus meinem rollenden Kerker und trat mit raschen Schritten zwischen zwei Reihen Soldaten unter die Böschung. Es hatte sich schon ein Auflauf auf meinem Wege gebildet.

## XXIII.

So lange ich in den öffentlichen Gallerien des Justizpalastes ging, fühlte ich mich beinahe frei und behaglich; aber meine ganze Entschlossenheit verließ mich, als man vor mir niedrige Thüren öffnete und ich geheime Treppen, verstoßene Vorplätze, lange, stickige und dumpf hallende Gänge sah, wo nur die aus- und eingehen, die verurtheilen oder die verurtheilt werden.

Der Beamte begleitete mich noch immer. Der Priester hatte mich verlassen, um in zwei Stunden wiederzukommen; er hatte anderweitig zu thun.

Man führte mich in das Kabinet des Direktors, dem ich von dem Beamten übergeben wurde. Es war ein richtiger Laufschandel. Der Direktor bat ihn, einen Augenblick zu warten. Er theilte ihm mit, daß er ihm ein neues Bildpret zu übergeben, daß er es auf der Stelle nach Bicêtre zu bringen habe, sowie der Gefängnißwagen wieder angespannt sei. Zweifelsohne der Verbrecher, der heute verurtheilt worden ist. Er muß sich diesen Abend auf den Strohsack niederlegen, den ich kaum benutzt habe.

„Es ist gut,“ sagte der Beamte zu dem Direktor, „ich werde einen Augenblick warten; wir werden die Protokolle zu gleicher Zeit ausfertigen, das geht ganz gut.“

Unterdessen brachte man mich in einen kleinen Raum, der an das Zimmer des Direktors stieß. Dort ließ man mich allein, natürlich gut verriegelt!

Ich weiß nicht, woran ich dachte, noch wie lange ich drinnen war, als plötzlich ein lautes Lachen an mein Ohr schlug, das mich aus meiner Träumerei weckte.

Ich blickte zitternd empor. Ich war nicht mehr allein in der Zelle. Bei mir war ein Mann von ungefähr fünfundsünfzig Jahren, von mittlerer Größe, mit runzligen Gesicht, grauen Haaren, vorn übergebengt, aber doch von stämmiger Gestalt. In den grauen Augen ein schielender Blick. Auf dem Gesicht ein bitteres Lächeln. Schmutzig, in Lumpen gehüllt, halb entblößt — kurzum, ein widerlicher Anblick. Es schien, als ob die Thür

sich geöffnet, ihn hereingespiesen und dann sich wieder geschlossen hätte, ohne daß ich etwas davon bemerkt hatte. Wenn der Tod doch auch so kommen könnte!

Wir sahen uns einige Sekunden lang starr an, der Mann und ich. Er lachte dabei noch immer, es hörte sich an, als ob einer röchelte. Ich war halb erstaunt, halb erschrocken.

„Wer sind Sie?“ fragte ich ihn endlich.

„Schnurriige Frage!“ antwortete er. „Ein Todeskandidat.“

„Ein Todeskandidat? Was ist das?“

„Diese Frage verdoppelte seine Heiterkeit.“

„Das will sagen,“ rief er unter unbändigem Gelächter,

„das Henkerbeil wird in sechs Wochen mit meinem Kopf dasselbe Spiel treiben, wie mit Deinem in sechs Stunden. Haha! Es scheint, daß Du nun endlich verstehst.“

In der That, ich war blaß geworden, und meine Haare sträubten sich. Es war der andere Verurtheilte, der heute Verurtheilte, der, den man in Dicitre erwartete, — mein Erbe.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

### Das Eßbesteck.

Der Münchener Maler Richard Niemerichmidt, der auch sonst schon der angewandten Kunst werthvolle Dienste leistete, hat einige Modelle für Eßbestecke gezeichnet, welche die herkömmlichen Formen wesentlich umgestaltet zeigen.

Sind nicht seit vielen Menschenaltern die Stiele der Tischmesser steif und grade? Höchstens bogen sich die Konturen innerhalb der geraden Haupttrichtung ein wenig hin und her; das war eine Erbschaft aus der Kololozeit. Sonst aber war Alles starr und steif. Wie zierlich und abwechslungsreich war dagegen noch vor zwei bis drei Jahrhunderten der Griff des Messers gestaltet, zu einer Zeit, da der zur Tafel geladene Gast sein eigenes Messer in reichgeschmückter Scheide bei sich trug, um sich beim Mahle seiner zu bedienen! So führte Cosimo von Medici sein Eßgeräth in einem ledernen Behältniß in Form eines Fisches mit sich. Jeder hatte nur ein solches Tischmesser für den eigenen Gebrauch, und dieses konnte dann freilich ein Luxusgegenstand sein. Bei der Vorliebe der Renaissancezeit für Alles, was die eigene Persönlichkeit auszeichnete, zögerten reiche Herren nicht, der Kunst derartige Aufgaben zu stellen. So blieben uns zahlreiche Messer aus jener Zeit mit reich verziertem Griff erhalten. Oft ist er aus phantastisch in einander verschlungenen Menschen- und Thiergestalten gebildet, häufiger aber besteht er aus einem freien Stabe, an dessen oberem Ende eine winzige Statuette befestigt ist. Wie gesagt, diese Gebilde sind reizend, aber für den Gebrauch völlig unzuweckmäßig. Weder die reich verzierten Griffe mit ihrem volleren Umfang, noch die dünnen Stäbchen werden sehr bequem in der Hand liegen. Aehnlich steht es mit den Griffen aus Achatstein oder Korallenästen, wie sie im 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts beliebt waren. Sie drücken recht empfindlich die Handflächen des Speisenden. Alle diese Messer sehen gefällig aus, sind aber nicht für den praktischen Gebrauch. Dann begann man um 1700, dem Messergriff stärkere Fülle zu geben, und so entwickelten sich die heut üblichen Formen. Sie sind nicht eben geschmackvoll, aber jedenfalls zweckdienlicher als die der Renaissancezeit. Aber ließen sich nicht beide Tugenden vereinen? Unsere Zeit liebt das Praktische, aber sie verschmäh't nicht Eleganz und Schönheit; man sucht die notwendige Gestalt durch gefällige Linien zu umschreiben, die zugleich auf den Verwendungszweck des Gegenstandes hinweisen.

Niemerichmidt's Versuche folgen dieser Richtung. Der Messerstiel verdidt sich bei ihnen wesentlich gegen das Ende hin und ist nach unten, das heißt nach der dem Teller zugekehrten Seite stark gekrümmt. Ein Ausschnitt an dieser Stelle aus der Fülle des Griffes sorgt dafür, daß das Ganze nicht zu schwer und plump wirkt. So saßt man das Geräth an der Stelle, an welcher es die Hand am bequemsten ausfüllt, und das Schlantwerden nach dem Ansatze der Schneide hin giebt der Form Eleganz. Auch die Schneide ist nicht in der ganzen Ausdehnung gleich breit. Sie tritt nicht unmittelbar aus dem Heft hervor, wie bei der üblichen Form, sondern erst entwickelt sich erst aus einem kurzen, schmalen Fuß heraus, der in zierlichem Bogen zu der Schneide hinüberführt. Auch ist die ganze Schneide gekrümmt, und zwar nach der entgegengesetzten Richtung wie der Stiel, so daß die Form des ganzen Geräths eine angenehm schwingende Linie inne hält. Die Schneide läuft in einer breiten Spitze aus. Dies ein Vorschlag, welcher sich natürlich vielfach variiren läßt.

Eigentlich ist die spitze Form des Messers die ursprüngliche. Es hatte theilweise auch als Gabel zu dienen zu den Zeiten, als diese noch nicht gebräuchlich war. Man erzählt, daß erst der Kardinal Richelieu die abgerundete Messerendigung einführte, weil ein zu feiner Tafel geladener Herr die Angewohnheit hatte, das Messer als Zahnstocher zu gebrauchen. So üben Sitten und Unsitzen ihren Einfluß auf die Geräthformen. Heute dürfte es ungefährlich sein, der Abwechslung zu Liebe wieder auf die alte Form zurückzugreifen.

Wie das Messer hat auch die sehr viel jüngere Gabel ihre Gestalt im Lauf der Zeit geändert. Schon im 12. Jahrhundert bringt

eine vornehme Dame von Byzanz ihre Gabel und die Gewohnheit, sie beim Essen zu gebrauchen, nach Venedig mit, wo das Instrument einiges Aufsehen erregte. In Westeuropa bediente sich desselben hauptsächlich die Hand des Wirtschneiders. Es gab zwar auch Gabeln zum Essen, aber der Gebrauch war nicht allgemein; man führte damals das Messer zum Mund, ein Gebrauch, der heute verpönt ist. So hält es Jakob von Falke in einer kulturgeschichtlichen Studie der Erwähnung werth, daß Ludwigs XIV. Bestek eine Gabel enthielt.

Die früheren Gabeln bestanden nur aus zwei geraden, oft sehr langen Zinken, die unmittelbar an dem kurzen Griff ansetzen; bei anderen sind die Zinken kürzer und sitzen an einem Stiel. Die Schaufelform stammt aus England; sie deutet darauf hin, daß die Gabel nicht nur zum Aufspießen, sondern auch nach Art des Löffels benützt werden soll.

Hier knüpft Niemerichmidt's Umbildung an. Er überlegt, daß die Zinken ebenjogut ihren Dienst thun, wenn sie noch kürzer werden, und indem er die Schaufel nicht bis zum Ende spaltet, gewinnt er oben eine breite Fläche, welche ganz wie der Löffel zum Aufnehmen der Speisen benützt werden kann. Ein etwas tieferer Einschnitt kommt in die Mitte, ein ziemlich flacher auf jede Seite. So entstehen vier Zinken, welche sich dadurch, daß sie zu zwei Paaren zusammengefaßt sind, gefälliger ausnehmen, als wenn alle Einschnitte gleich lang wären.

In anderem Sinne bestand schon früher eine Verbindung zwischen Gabel und Löffel. Schon im 15. Jahrhundert hatte man bewegliche Löffelstiele, welche mit ihren beiden Zinken in entsprechende Oeffnungen der unteren gewölbten Fläche eingriffen. War der Löffel gebraucht, so zog man den Stiel heraus, der nun als Gabel dienen konnte. Lag nur das Mundstück ohne Handhabe da, so erinnerte es an jene kleinen flachen Trinkschalen, aus denen der Löffel entstand. In einer Schweizer Alpenhütte bin ich derartigen Löffeln mit ziemlich großen runden Schalen begegnet. Die Schale bekam dann aus Bequemlichkeitsgründen einen Handgriff, der zunächst kurz und breit war. Aus der Kreisform wurde dann die ovale, und die spitz zulaufende Schale, doch war die Spitze früher gegen den Stiel gefehrt. Spätere Zeiten wendeten sie nach vorne, und das 19. Jahrhundert ließ sie immer schmäler zusammengehen, bis die neueste Zeit auch hier wieder abschwächend einwirkte.

An die Abstammung des Löffels von dem Gefäß erinnert eine Form, welche im 15. Jahrhundert in Deutschland in Gebrauch war und welcher man zu bestimmtem Zweck auch wohl noch vor ein paar Jahrzehnten begegnen konnte: ich meine den ansprechtlichen Löffel. Bei einem Exemplar, das der Renaissance angehört, wird die Standsfläche dadurch hergestellt, daß der Stiel sich keilförmig unter den Grund des Löffels schiebt und unten mit einer platten Fläche endet. Ich sah auch einen modernen für Medizin bestimmten Löffel aus Porzellan, der zum Zwecke des Festhaltens mit kleinen Füßen versehen war. So ließen sich die vorgeschriebenen Tropfen leicht mit Gewissenhaftigkeit abzählen.

Was nun den Stiel betrifft, so wurde er zwar schlank und stabförmig, aber er blieb meist kurz, bis die Mode der breiteren Kragen ein geschicktes Speisen mit diesem Instrument zu schwierig machte. Darauf wurden die Stiele länger und verbreiterten sich dem bequemeren Festhalten zu Liebe nach dem Ende hin. Erst die neuere Zeit gestaltete diese Verbreiterung zu dem häßlichen vier-eckigen Schild, dessen Ursprung wohl auf die Gewohnheit zurückzuführen ist, an dieser Stelle den Namen des Besitzers einzugraviren.

Niemerichmidt läßt seinen Löffelstiel von dem breiteren oberen Ende, das zierlich abgerundet ist, allmählig nach dem Löffelanatze hin schmaler zulaufen, dann folgt eine Anschwellung, welche auf die breitere Form vorbereitet, und nun setzt der Löffel in Herzform an, mit der Spitze nach dem Stiel gefehrt. Ob diese Form sich einbürgern läßt, erscheint fraglich. Sie sieht gefällig aus, aber sie dürfte sich nicht als bequem erweisen. Eher empfiehlt es sich wohl, bei der üblichen Form zu bleiben und nur die vordere Spitze abrundend zu verbreitern.

Ich deutete schon nebenbei an, wie das Alter der Eßwerkzeuge ein verschiedenes ist. Im Mittelalter behalt man sich zunächst mit dem Messer allein, dann kam erst im 14. Jahrhundert allmählig der Löffel hinzu, den das Alterthum schon gekannt hatte. Endlich machte das Hotel Rambouillet sich um allgemeinere Einführung der Gabel verdient. Die Dreizahl mußte genügen. Das 18. Jahrhundert brachte dann verschiedene Formen von Löffeln für besondere Zwecke, für Saucen, Suppen, Kaffee u. s. w. Die neuere Zeit hat noch Fischgabeln und Käsemesser hinzugefügt, sowie besondere Instrumente, um sich mit Butter und Käse zu bedienen. Aber damit stehen wir doch kaum am Ende des Raffinements. Betrachtet man einen Kasten mit amerikanischem Speisegeräth, so bemerkt man darin allerlei geheimnißvolle Instrumente, deren Gebrauchswert nur Leuten bekannt ist, die in Amerika an landesüblichen Dinern theilgenommen haben. Da fehlt z. B. nicht die Säge, mit der man jenseits des Wassers das zähe und doch weiche Brod in Scheiben theilt. — Alp.

### Kleines Feuilleton.

— Ueber den Rhein in Holland klagt ein Schweizer im „Zürcher Vaterland“: Was mich in Leyden ganz wehmüthig stimmte, war der Anblick des Rheines. Matt, fast stillstehendes Ge-

wässer, schleppt er sich hier in schmutzigen Kanälen! Armer Sohn meiner blauen heimathlichen Gletscher! So mühest du enden! Wesentlich theilt sich der Rhein gleich nach seinem Erscheinen auf holländischem Boden in zwei Arme. Der südliche ist der stärkere und sollte darum billigermaßen „Rhein“ heißen. Statt dessen nennt man ihn die Waal, späterhin die Merwede, schließlich die Maas, nachdem er sich mit dem Flusse dieses Namens vereinigt hat. Was bei Rotterdam fließt und dort den prächtigen, mit Hunderten von Dampfern und Seglern aller Welttheile geschmückten Hafen bildet: es sollte eigentlich „Rhein“ heißen; man nennt es aber „Maas“. Dem nördlichen Arme ist der Name „Rhein“ noch eine Zeit lang belassen. Nachdem die Waal sich abgetrennt, fließt der Strom als „Niederrhein“ weiter. Aber es dauert nicht lange, und er muß seinen Namen an denjenigen von „Zel“ tauschen. Als solcher ergießt er sich in die Maas. In einem ärmlichen Wasserchen allein, das nordwärts auf dem Rheine abfließt, lebt der Name fort und zwar in der geradezu unartigen Erweiterung von „Krummer Rhein“! Daß das Wasserlein in Krümmen fließt, rechnet man ihm im Plattlande, das die schürmergeade gezogene Kanäle liebt, zur Schande an. Schwermüthig von solch entehrender Behandlung, windet sich der dünne Wasserfaden, „Krummer Rhein“ gescholten, durch das ebene Land bis Utrecht, wendet sich dann hier gen Westen, um in lieblich geradem Laufe — als fladernde Lebensstammchen noch einmal auf — zum Meere, d. h. zum Grabe hinzuschleichen. Als „alter Rhein“ leuchtet er milde durch die Stadt Leyden. Der Leydener Stadtplan höhnt ihn darob „Galgenwasser“: de Niin, genant „Galgenwater“. „Galgenwasser“ der blauäugige Gletscherohn, „Galgenwasser“ der Strom der Neben und der Lieder, der Rhein der Vorleser, der Donau großer Nebenbuhler, den schon die Römer den „Stolzen“ nannten! „Galgenwasser“ von Amts wegen genant, behandelt wie eine faulige Pflanze! — Wahrlich zu viel der Unbill! — Betrübts bis in den Tod, windet der Arme sich zur Stadt hinaus, um bald darauf den Tod zu suchen. Bei Katwijk ergießt sich der alte Rhein ins Meer — oder besser gesagt: er wird ins Meer gegossen. Aus eigener Kraft kann er's nicht erreichen, der hilflose Greis. Von Schleiße zu Schleiße muß er fortgepumpt werden, bis ein letzter Hebedruid ihn ins Meer hinausbefördert. — Eine Genußthung bleibt in dieser Bitterniß allein: der Gedanke, daß am Rande dieses so verächtlich behandelten Gewässers, in einer Mühle, deren Rad es trieb, der Welt kein Geringerer als Rembrandt geschenkt wurde, der Müllersohn aus Leyden. Hier am alten Rheine stand seines Vaters Mühle und nach dem Flusse benannte sich die Familie „Van Rhijn“. Rembrandt vom Rhein — das tröstet einigermaßen! —

— **Interessante Enthüllungen** macht eine englische Zeitschrift über die Art der Herstellung verschiedener Handelsartikel. Man sollte es zum Beispiel kaum für möglich halten, daß eine Uhr, die zur Hälfte in der Schweiz und zur Hälfte in Deutschland angefertigt worden ist, in England weit billiger zum Verkauf gelangt, wie in den beiden ersten Ländern. Dies ist thatsächlich der Fall mit einem jenseits des Kanals sehr beliebten Bedernhrwerk, das statt des ohrenbetäubenden Lärms, den die bei uns am meisten bekannnten Alarmuhren ausführen, nach Art der Spieldosen eine hübsche Melodie ertönen läßt, die sich so lange wiederholt, bis man aufsteht und das Uhrwerk abstellt. Jeder Brito kann diese hübsche Uhr für 7 M. 50 Pf. erstehen, während wir sie mit 10 M. 50 Pf. bezahlen müssen, und der Schweizer sie noch nicht einmal dafür bekommt, obgleich sein Land die wichtigsten inneren Theile dazu liefert. In Amerika werden die musikalischen Bedern sogar noch viel theurer verkauft, als in China, wo tausende von Exemplaren in Gebrauch sind. Das Material und die einzelnen Bestandtheile vieler anderen Artikel werden oft hin und her durch die ganze Welt verschickt, ehe sie ganz fertig gestellt in die Hände der Käufer gelangen. Die jetzt stark in die Mode gekommenen Damen-Portemonnaies aus Leder mit silbernen Ornamenten haben wohl in den meisten Fällen weit mehr von der Welt gesehen, als ihre Besitzerinnen. Das Silber zu den Verzierungen kommt zum größten Theil aus Amerika und wird in Deutschland verarbeitet. Von hier gehen die einzelnen Metallstücke nach England, wo man sie mit der sogenannten „Hall-Mark“, dem Stempel der Goldschmiede-Zunft, versteht. Nun schickt man die zierlichen Figuren wieder zurück nach Deutschland und befestigt sie auf den in Frankreich oder Holland fertigestellten Portemonnaies, deren Material wiederum aus Brasilien oder Argentinien herkommt. Dann erst werden sie nach allen Richtungen der Windrose verandt, um endlich in den Handel zu kommen. Auf welche eigenartige Weise die Käufer oft betrogen werden, ersieht man aus folgendem interessanten Beispiel: Die weitaus größte Anzahl jener aus China, Indien und Japan „importirten“, unter allen möglichen exotischen Namen angepriesenen Seidenstoffe ist ein spottbillig hergestelltes deutsches Fabrikat, das über England nach Indien geschickt wird, wo man es mit phantastischen Mustern bedruckt und direkt nach London zurücksendet. Von dort erhalten wir es wieder, um es als verhältnismäßig viel zu theures, „echt orientalisches“ Produkt zu kaufen. —

— **Australische Forschungsreise.** Aus Sidneß wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben: Der mit den Untersuchungen auf Funafuti betraute Biologe Alfred Finckh ist nunmehr wieder hierher zurückgekehrt. Seine viermonatlichen Untersuchungen über die Korallenformationen der Insel haben zu dem Ergebnis ge-

führt, daß das Wachsthum derselben ein außerordentlich langsames ist. Eine um so rapidere Zunahme zeigten andererseits verschiedene Algen, welche bei der Bildung der Riffe eine Rolle spielen. Bei diesen ist das Wachsthum durch die vorgenommenen Messungen nämlich auf  $\frac{1}{2}$  bis 1 Zoll im Jahre nachgewiesen worden. Diese Algen ähneln äußerlich der Gattung Adiantum, und ihrer außerordentlichen Lebenskraft sind die ausgedehnten Massen von sogenanntem Halimedaband, welche den Boden der Lagunen auf eine Länge von 12, bezw. eine Breite von 9 englischen Meilen bedecken und stellenweise eine Schicht bis zu 80 Fuß Tiefe bilden, zuzuschreiben. Herrn Finckh ist es außerdem gelungen, ein Exemplar des von Ludwig Bede und anderen Forschern beschriebenen Palu oder Tiefseefisches nach Sidneß zu bringen. Der Palu, von dem bisher noch kein Exemplar in den naturhistorischen Kabinetten zu finden war, lebt nur in Tiefen von 100 Faden und mehr. Ausgewählte Exemplare erreichen eine Länge von bis zu 6 Fuß. Charakteristisch für den Fisch sind auch die großen Augen. Das von Herrn Finckh hierher gebrachte Exemplar, das seinen Platz im hiesigen naturhistorischen Museum finden soll, hat eine Länge von 4 Fuß. Es wurde Nahts von zwei Eingeborenen gefangen. —

### Kulturgeschichtliches.

gk. Eine alte Erzschmelzstätte auf der schwäbischen Alp wird in dem neuesten Heft des „Archiv für Anthropologie“ von A. Hedinger beschrieben. Es ist eine alte Kulturstätte, die eine Reihe von Kulturperioden umfaßt. Sie liegt südöstlich von Felsstetten (Oberamt Mönningen) auf einem etwa 100 Meter terrassenförmig ansteigenden Hügel, dem Mattereduch, der mit Resten von Verschüttungen versehen ist. Auf der Spitze finden sich die Spuren einer altgermanischen Kulturstätte, wie sie uns aus den erhaltenen Beschreibungen bekannt sind. Mehrhundertjährige Wägen umgeben in einem Ringe einen auf dem Gipfel liegenden See. Im weiteren Umkreise dieses Ringes ist die Erde überall schwarz, d. h. mit Holzkohlenresten imprägnirt, die wohl zum Schmelzen des überall in Mengen herumliegenden Erzes verwendet wurden. Etwa 30 Meter unter der Spitze des Hügel find sich östlich ebenfalls starke Holzkohlenreste und dreierlei Formen von Resten irdener Geräthe, von denen die eine Art noch ohne Drehscheibe gemacht ist. Reste von Wällen sind an den verschiedensten Stellen zu bemerken, aber ebenso auch Mauern mittelalterlichen Ursprungs und Spuren einer Kapelle. An der westlichen Seite des Sees war eine große Menge von „Eisenkladen“ und Feuersteinen in allen Größen und Formen, an einer Stelle sogar angehäuft, zu finden. Die Schmelzprodukte besitzen zweierlei Formen: eine kugelig-höckerige im Innern mit Höhlungen (Wäsen) von gleichmäßigen Gefüge und Außen und eine strahlige, stark eisenoxydhaltige mit vielen kleinen unregelmäßigen Höhlungen. Die chemische Analyse von fünf Schlackenproben ergab mit Sicherheit, daß es sich hier um eine alte Eisenhmelzstätte handelt. Auch Reste des Schmelzofens wurden noch gefunden, d. h. jurassische Steine, die so roth gebrannt sind wie Ziegelsteine und eine Anzahl roth gebrannter Thonfragmente. Die aufgefundenen Feuersteine waren alle mit Kanten, wie sie sich zum Feuer schlagen eignen. Nach Hedinger's Ansicht hängt der Mattereduch mit einem großen befestigten Lager auf der schwäbischen Alp aus der ersten Zeit der Völkerverwanderung zusammen, das nordwärts vom „Heidegrab“ am Hohen Reußen beginnt, auf der Alp, an den Hängen des Donauthales sich überall verfolgen läßt, auf den Höhen wie Lochen, Dreifaltigkeitsberg u. s. w. seine westliche Begrenzung findet und bei Werberingen in Oberschwaben mit einem großartigen, gegen die Römer gerichteten Doppelwall endigt. Ganze Völkerschaften mit Weib, Kind und Vieh hatten innerhalb dieses großen befestigten Lagers Platz, und sie blieben so lange auf der Stelle, bis sie irgendwo einen definitiven Sitz finden konnten, worauf sie dann von anderen, aus dem Norden nachrückenden Schaaen abgelöst wurden. Es scheint nothwendig, alle diese zum Theil großartigen Wälle zusammen zu bringen, da sie alle einen ähnlichen Charakter haben. Die Entstehung derselben wird in das 5. bis 6. Jahrhundert n. Chr. fallen. Bei dieser Annahme ergibt es sich leicht, die verschiedenen primitiven Schmelzstätten, die man auf der schwäbischen Alp schon gefunden hat, als Aufertigungsstätten für Waffen, Haus- und Adergeräthe zu denken. Vielleicht finden sich bei weiteren Nachforschungen auch noch Gußformen. Auf jenem großhügeligen Plateau fanden aber die sich dort Niederlassenden alles, was sie bei ihrer einfachen Lebensweise zu ihrem Unterhalt brauchten. Zum Feuer schlagen wurde immer ein harter und ein weicher Feuerstein benutz. Da sich überall Vohnerz fand, war das Feuer schlagen sehr erleichtert. Als Mittel, um die Funken aufzufangen, hatte man Zunder oder Wollhaare von Thieren oder Flaum von Weibselammlingen, wie sie die Eskimos noch heute benutzen. Die zum Theil recht großen Blöde von Schmelzprodukten zeigen einen recht guten Procentsatz Eisen, 70 pCt., der für die primitive Erzeugung gewiß nicht wenig ist. Wahrscheinlich ist übrigens der Mattereduch früher höher gewesen und erst in späteren Epochen eingeebnet worden. —

### Medizinisches.

a. Mittel gegen Verbrennungen und Verbrühungen. Von einzelnen Ortskrankenkassen ist schon seit Jahren bemerkt worden, daß sie sehr stark bei Verbrennungen und Verbrühungen in Anspruch genommen werden dadurch, daß die

Heilung dieser Unfälle unverhältnißmäßig lange Zeit erfordert. Die Klassenärzte, die darüber befragt wurden, waren sämmtlich der Ansicht, daß dies durch die unzureichenden Maßnahmen verursacht wird, die in den Betrieben selbst beim Eintritt eines derartigen Unfalles vorgenommen werden. Die Brandwunden werden nämlich vielfach in unzureichender Weise mit einem Gemisch von Leinöl und Kalhwasser bedeckt; hierdurch werden aber weder die Schmerzen verringert, noch die Heilung beschleunigt, im Gegenteil: die Brandwunden werden durch dies Verfahren derartig verunreinigt und verschlimmert, daß die Heilung nachher eine viel längere Zeit erfordert. Die Klassenärzte empfehlen bei frischen Brandwunden zur Verminderung der Schmerzen zunächst Bestreuung mit doppeltkohlensaurem Natron und demnächst zur Heilung Verband mit einer in jeder Apotheke vorrätigen Wismuthbinde, einer sogenannten Wardeleben'schen Brandbinde, die unmittelbar auf die verbrühte, resp. verbrannte Stelle selbst gewickelt werden muß. Es erscheint zweckmäßig, daß namentlich in solchen Betrieben, in denen die Gefahr einer Verbrennung nahe liegt, sowohl doppeltkohlensaures Natron wie auch die Brandbinden vorrätig gehalten werden. —

### Aus dem Thierleben.

— Man hat den Versuch gemacht, das Orientierungsvermögen der Brieftauben durch die Annahme magnetischer oder elektrischer Einflüsse zu erklären. Die Unhaltbarkeit derselben hat der belgische Brieftaubenzüchter Rodenbach, wie wir der „Tägl. Rundsch.“ entnehmen, durch Versuche überzeugend dargethan. Zunächst machte Rodenbach an einer blinden Taube verschiedene Beobachtungen. Er nahm sie mit ins freie Feld, etwa zehn Minuten vom Schläge entfernt. Obgleich er sie in der Richtung desselben hielt, flog sie wie bei früheren Versuchen in aufsteigender Linie empor, ohne Kreise zu beschreiben, und schlug dann die entgegengesetzte Richtung ein, indem sie in unregelmäßigen Bewegungen diesen Weg verfolgte. Sie verschwand und verirrte sich, ihr Herr hat sie nie wiedergefunden. Bei einem anderen Versuch war das Wetter kalt, ruhig und klar; Schnee bedeckte die Erde und die Dächer. Gegen 10 Uhr Morgens wurden sechs alte Tauben in südlicher Richtung bei einer Entfernung von 30 Kilometern aufgelassen. Keine einzige kehrte an demselben Tage zurück. Man sah sie beständig ungeschlüssig umherkreisen, aus mäßiger Höhe die Umgebung prüfend. Zwei schlugen endlich die Richtung nach Südosten ein, eine dritte verirrte sich in einen fremden Schlag, die drei anderen verließen nicht die Stelle, an welcher sie in Freiheit gesetzt waren. Erst am Nachmittag des folgenden Tages, als der Wind schon die Dächer reinigt hatte und der die Erde bedeckende Schnee zum Theil weggeschmolzen war, kamen zwei Tauben auf dem Schläge an, von Hunger und Müdigkeit entkräftet; am anderen Tage stellten sich noch zwei andere in ausgehungertem Zustande ein. Die sechste verirrte sich auf Nimmertwiedersehen. Sehr lehrreich sind der dritte und vierte Versuch des Belgiers als Gegenläufe zu einander. Zunächst sandte er zehn gute Tauben bei trübem, nebligem Wetter in südlicher Richtung fort und ließ sie in einer Entfernung von ungefähr 50 Kilometern von ihrer Wohnung in Freiheit setzen. Die erste, welche nach Westen zu aufzog, gebrauchte 3 Stunden 22 Minuten, um diese geringe Entfernung zurückzulegen, zwei andere 4 Stunden, und die letzten kehrten erst am Nachmittag zurück, als der Nebel schon fast vollständig verschwunden war. Wenige Tage später ließ Rodenbach dieselben Tauben bei klarem Wetter und günstigem Winde wieder an demselben Orte aufsteigen; die meisten legten dieses Mal den Rückweg nach ihrem Schläge schnell zurück, nämlich in ungefähr 45 Minuten. Bei dem fünften Versuch wurden fünf Tauben zur Nachtzeit bei tiefer Dunkelheit und nördlichem Winde in südlicher Richtung, einen Kilometer vom Schläge entfernt, aufgelassen. Keine einzige kam während der Nacht nach Hause, vier kehrten am folgenden Morgen und die fünfte überhaupt nicht zurück. Bei dem sechsten Versuch benutzte der belgische Züchter vier ältere Tauben, die dreimal bei hellem Mondschein zunächst auf 500 Meter, dann auf einen und schließlich auf zwei Kilometer Entfernung aufgelassen wurden. Jedes Mal fanden sie den Schlag leicht und schnell wieder, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie sich das erste Mal auf das Dach setzten und erst bei Tagesanbruch in den Schlag zurückflogen, weil der Mond nicht auf den Ausflug fiel und dieser somit dunkel war. Aus den Ergebnissen dieser und ähnlicher Versuche schließt Rodenbach, daß sich die Brieftauben in erster Linie vermöge der wunderbaren Entwicklung ihres Gesichtssinnes orientieren. Ihr unvergleichliches Ortsgedächtniß ist ihnen dabei aber auch unzweifelhaft von großem Nutzen. —

### Technisches.

— Die Ursache der „Millionerisse“ im Flaschenglase. Unter Millionerissen versteht man, wie E. Fensch in der „Zeitschr. f. angew. Chemie“ mittheilt, in der Glastechnik haarfeine, in gerader Linie oder im Knick verlaufende, 2 bis 12 Millimeter lange Anritzungen der äußeren Oberfläche von Flaschen, deren massenhaftes Auftreten dieser Erscheinung den Namen verlieh. Es sind diese Risse ihrer großen Feinheit wegen im zerstreuten Tageslichte nur mit großer Schwierigkeit wahrzunehmen;

sie werden indessen in voller Schärfe und Deutlichkeit sichtbar, sobald die Sonnenstrahlen unmittelbar im Winkel von etwa 40 Grad auf die Flaschenoberfläche fallen. Weisenthals bedecken diese Haarrisse die Flaschen ringsum von der Brust, das heißt von der Stelle ihres größten Umfangs, bis herab auf wenige Centimeter vom Boden. Obwohl durch diese Anritzungen der Oberfläche die Festigkeit der Flaschen für den Gebrauch des täglichen Lebens in keiner Weise vermindert wird und dieselben auch nur bei sehr hochgespannten Forderungen als Schönheitsfehler gelten könnten, so sind doch die mit derartigen Mischen behafteten Flaschen, namentlich Weinflaschen, unverkäuflich. Beträgt nun bei einem Weinenbetriebe mit einer Arbeitsleistung von monatlich 300 000 Stück Flaschen die Herstellung solcher mit Millionerissen auch nur 1 1/2 pCt., so bedeutet dies immerhin einen Fabrikationsverlust von ungefähr 54 000 Stück sonst völlig brauchbarer Flaschen im Laufe eines Jahres, häufig jedoch steigen diese Verluste auf 5 pCt. und sogar darüber. Der Verfasser hat durch mühevolle Versuche nach der Entstehungsurache geforscht und hat sie mit Sicherheit in mangelhafter Kühlung gefunden, denn nur aus Kühlöfen mit größeren Temperaturschwankungen, mit zu niedriger oder ungleich vertheilter Temperatur, gingen fehlerhafte Flaschen hervor. Von Interesse ist noch die Prüfung von Schaumweinflaschen auf Druck, welche ergab, daß 99,57 pCt. der untersuchten einen solchen von 14, 9,05 einen solchen von 20 Atmosphären aushielten, während der Normaldruck fünf Atmosphären beträgt und 14 von den Glashütten gewöhnlich garantirt werden. — („Techn. Rundsch.“)

### Humoristisches.

— Die große Frage. Pastor: „Nun, Fräulein Marie, haben Sie auch schon einmal ernstlich nachgedacht, über die große Frage unseres Daseins?“  
Marie: „Bis jetzt hat noch keiner unserer jungen Herren bei mir angefragt, Herr Pastor.“ —

— Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Vater: „Fritz, komme her, ich muß Dich bestrafen. Deine Lehrerin sagte mir heute, Du seist der schlimmste Junge der Klasse.“  
Fritz: „Oh, Papa, und zu mir hat sie gestern gesagt, ich sei gerade wie mein Vater!“ — („Jugend.“)

— Kathederblüthe. „Das ist eine Thatsache, meine Herren, über die das Auge des Laien wohl bedenklich den Kopf schütteln mag. —“

### Notizen.

1. Henrik Ibsen hat, dem „Herald“ zufolge, auf den Plan verzichtet, seine Memoiren zu schreiben. Er bereitet vielmehr mehrere Dramen vor, deren Aufführung „von zwei zu zwei Jahren“ zu gleicher Zeit in den Theatern von Kopenhagen und Christiania stattfinden soll. —

1. Von Alphonse Daubet beginnt eine Gesamtausgabe seiner Werke in 18 Bänden zu erscheinen. —

— Von den nahezu tausend Liedern, die bei dem von der „Allg. Volksztg.“ ausgeschriebenen Wettbewerb für ein „Zentrums-Lied“ eingelaufen waren, erhielten zwei den ausgeschriebenen Preis von 500 M. Ein Gymnasial-Oberlehrer und ein Volksschullehrer waren die Verfasser. —

— Bracco's neuestes Bühnenwerk: „Seeletragödie“, ein Drama in drei Akten, hatte bei seiner ersten Aufführung in Genua einen stürmischen Erfolg. —

— Die neuen Erwerbungen der Nationalgalerie sind jetzt im zweiten Cornelius-Saal ausgestellt. —

— Der verstorbene Präsident der Londoner Akademie der Künste, Maler Lord Leighton, hat zum Ankauf von Kunstwerken einen Leightons-Fonds von 200 000 Mark hinterlassen. —

— Die von der Akademie der Wissenschaften in Amsterdam veröffentlichten Abhandlungen waren bisher ausschließlich in holländischer Sprache verfaßt. Von nun ab werden die Arbeiten der naturwissenschaftlichen Abtheilung in englischer Sprache veröffentlicht. —

1. Männer-Korsetts kommen bei den englischen Dandys jetzt immer mehr in Mode. Kürzlich hat sich ein Offizier der indischen Armee zwei Korsetts mit Fischbeinstäben machen lassen, das eine in durchbrochenem rosa Atlas und das andere in nilgrüner Seide, beide geschmückt mit blaßblauen Lotosblumen und Lilien. Preis pro Stück 300 Mark. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 19. Februar.